



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfa. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfa. zu beziehen.



Die Tochter des Erzbischofs.

Als Victor van Houlen beim Anblick der Miß Lydia Jeffrey „Unübertrefflich!“ rief, (ein Ausdruck, der ihm als Inbegriff aller menschlichen Weisheit galt) wohnte dieses wunderbare Geschöpf seit drei Wochen im Colossal-Hôtel, wo es den Mittelpunkt allen Interesses bildete. Sie war groß, ohne eine Riesin zu sein, schlank aber nicht mager, blond aber nicht roth, ernst aber nicht streng, hatte einen Teint und Augen, wie man sie nur in den berühmtesten

Quartieren des East-End findet. Wenn sie in den Speisesaal trat, wandten Aller Blicke sich dieser herrlichen Erscheinung zu. Sie war nicht allein, sondern begleitet (oder besser „gefolgt“, denn sie hatte eine wahrhaft königliche Haltung, besonders am Abend, wenn sie defolletirt zum Diner kam) von einer Schwester, welche der Typus des Abstoßend-Englischen war, von einem Vater, der mit seinem langen, weißen Barte sehr würdig und zugleich sehr bornirt ausah, endlich von

einem langen, dicken, schwarzgekleideten, bis ans Kinn zugeknüpften Menschen, der Miß Lydia keinen Moment aus den Augen ließ.

Dieser schwarzgekleidete Mensch mißfiel auf den ersten Blick Herrn Victor van Houlen, der an der Table d'hôte installirt, diese vier Leute in den Speisesaal treten sah. Van Houlen befand sich eben in übler Laune. Er kam aus Nizza, wo er nicht nur am Spieltisch einen tüchtigen Adlerlaß empfangen hatte, sondern überdies auf dem Sprunge war, sich in die kleine Operetten-Diva Rose Burnet zu verlieben. Verlieben, er der kühle Vernunftmensch! Wozu hatte er dann die Reise um die Welt gemacht, um sämtliche Zweig-Niederlassungen des Hauses van Houlen zu inspizieren? Und wozu hatte er eine, von der Akademie der Wissenschaften preisgekrönte Denkschrift über die Export- und Import-Verhältnisse Hindostans verfaßt?

Victor van Houlen war in seinen Gedanken so weit gelangt, als Miß Lydia Jeffrey an ihm vorüberging. Er war von ihrer Erscheinung dermaßen geblendet, daß er unwillkürlich sein „Unübertrefflich!“ ausrief; und obgleich Miß Lydia Jeffrey in ihrer Eigenschaft als Englisch-Amerikanerin schon in allen Sprachen des Erdballs Huldigungen gehört hatte, konnte sie nicht umhin, die Augen aufzuschlagen und van Houlen einen jener Blicke zuzuwenden, welche alle Männer — selbst solche, die preisgekrönte Denkschriften verfaßt haben — in das höchste Entzücken versetzen. Als van Houlen sie in den riesigen, goldstrotzenden Speisefälen verschwinden sah, wiederholte er noch dreimal sein „Unübertrefflich!“ und er wiederholte es auch dann noch, als er die Treppen hinabstieg, wobei er fernwährend Bekannte aus allen fünf Welttheilen grüßte, welchen er in Paris jedesmal begegnete: Darlehenswerber und Darlehensgeber, wohlsituierte Leute und abgetakelte Leute, Erfinder, Unternehmer u. s. w., Leute, die sich in den Schaukelstühlen des „Colossal-Hôtel“ installiren und da nach irgend einer Jagdbeute auf dem Anstand — sitzen. Hier traf er auch Farnier, der sich, um van Houlen zu begrüßen, so tief als ihm möglich war verbeugte. Wer Farnier ist? Farnier ist das Factotum aller Welt, der Mann, der Paris am besten kennt, noch besser als ein Hôtel-Portier; der Mann, der überall zuhause ist, zu Wasser und zu Lande, der Namen, Adressen und Tarife aller Weiber kennt; der Mann, der stets 30,000 Francs zur Verfügung „des Herrn Baron“ bereit hat und „Küß' die Hand!“ sagt, wenn man ihm für die Besorgung eines Opernbillets einen Franc schenkt; kurz: Farnier, eine jener merkwürdigen Pariser Typen, welche nur der Fremde kennt.

Als van Houlen ihn fragte: „Sagen Sie mir, Farnier, wer ist diese schöne . . .“ da begriff Farnier sofort und erwiderte, ohne ihn ansprechen zu lassen: „Es ist die Tochter des Erzbischofs, mein Herr! Alle Herren fragen mich nach ihrem Namen. Der alte Herr ist ihr Vater; er ist Erzbischof, natürlich protestantischer Erzbischof aus Chicago; die andere Dame ist ihre Schwester; wer der schwarzgekleidete, zweite Herr ist, weiß ich nicht; er ist stets als Begleiter der beiden Damen da und heißt Cannon. Die Herrschaften sind seit drei Wochen hier, haben eine Karosse auf einen Monat gemiethet und haben ein Depôt bei dem Crédit Lyonnais. Das ist Alles was ich weiß.“

Und als van Houlen ihm für diese Auskünfte ein Zehnfrancs-Stück in die Hand drückte, setzte Farnier hinzu:

— Wenn ich Ihnen raten darf, mein Herr, nehmen Sie sich in Acht vor Miß Lydia; das ist eine „Gewiegte“! „Unübertrefflich!“ murmelte van Houlen und ging in den „Klub der Nachtmen.“ Hier spielte er eine Stunde, ohne an Miß Lydia zu denken: dann begab er sich in die Oper und die Beine der Balletentseu ließen ihn der Tochter des Erzbischofs völlig vergessen.

Allein, als er ruhig, die Hände in den Taschen, eine Zigarre rauchend, in das Colossal-Hôtel zurückkehrte, sich fragend, was er am nächsten Tage beginnen würde, empfing er den elektrischen Schlag, aber diesmal voll und nachdrücklich.

Im Lesezimmer saß Miß Lydia, allein, noch immer deskolletirt und in ihrer Haltung noch königlicher als vor dem Diner. Sie saß nachdenklich in einem Schaukelstuhl und wäre van Houlen Dichter gewesen, er hätte Betrachtungen anstellen können über das beneidenswerthe Loos des Strohflechtes, welches diese bewunderungswürdigen Formen aufnehmen durfte. Aber van Houlen war kein Dichter, sondern Volkswirth und er begnügte sich damit, ganz einfach zu bewundern, was eigentlich hienieden das Beste ist. Und als er genug betrachtet und bewundert hatte, erhob er sich und sagte: „Unübertrefflich!“ Er schritt ganz langsam die Treppe hinauf und konnte zu seiner Befriedigung feststellen, daß Miß Lydia, die sich zur Nachtruhe begab, auf Nr. 77 wohne, während er selbst auf Nr. 78 wohnte.

Als van Houlen am nächsten Morgen erwachte, befand er sich in einer sehr verwunderlichen Geistesverfassung: ihm fehlte etwas, und so sehr er auch Volkswirth war, mußte er sich dennoch sagen: „Unübertrefflich! Ich fühle, daß mir etwas fehlt und fühle auch, daß ich Dasjenige, was mir fehlt, nie besessen habe. Was mag es wohl sein?“ Und er fand keine Antwort auf diese Frage. Vergebens suchte er Zerstreuung in Geschäften und Vergnügungen, er fand nicht was ihm fehlte — bis er wieder in das Lesezimmer des Colossal-Hôtel kam. Da wußte er mit einem Male, was ihm fehlte: es war die Tochter des Erzbischofs. In der That, diese hatte er noch nicht besessen. Sie saß wieder in ihrem Schaukelstuhl, in einer knappen Robe von grauem Tuche mit Astrachan-Besatz, (die unvermeidliche Reise-Uniform der Engländerinnen) flanirt von ihrer Schwester und vom Cannon, welche sich in die Letztüre der „Daily News“ vertieften. Miß Lydia aber las nicht, sondern beobachtete und als sie van Houlen kommen sah, sagte sie ihm mit den Blicken „Guten Tag!“ ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Miß Lydia war aus Marmor; nur ihre Augen redeten, aber diese führten eine sehr beredete Sprache. „Genire Dich nicht,“ sagten sie; „Du siehst ja, daß ich Dich verstehe. Ich gefalle Dir, also nur zu!“ Soviel sagten die Augen, nicht mehr; dagegen ward der Schaukelstuhl wieder in Bewegung gesetzt und ließ van Houlen Füße und Waden sehen, von welchen er nichts sagen konnte, als „unübertrefflich!“

Als die „Daily News“ verschlungen waren, erhoben sich die Engländer und van Houlen that dasselbe. Er hatte seine guten Gründe dazu. Miß Lydia hatte ihm mit einem kaum merklichen Nicken des Kopfes ein Zeichen gegeben, das sehr

bedeutungsvoll war. Er folgte den Engländern. Wohin wird sie ihn führen? Als die Britten nach Art aller Fremden unter der Thoreinfahrt des Hôtels Halt machten, um nach dem Wetter zu sehen, bemerkte van Houlen den unbezahlbaren Farnier auf sich zukommen.

— Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr! sprach er. Diese junge Dame hat heute Morgens bei mir Erkundigungen nach Ihnen eingeholt. Sie thun Unrecht, daß Sie durchaus nach dieser streben. Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen ein „petit souper“ veranstalte, so kenne ich eine kleine . . .“

— Ich will nichts!

Es verdroß van Houlen, daß man von Miß Lydia so zu reden wagte. Er folgte den Engländern, die fast vor jedem Schaufenster stehen blieben, um die ausgestellten Waaren zu besichtigen. Dann blieb auch er in einiger Entfernung stehen. Miß Lydia verfehlte nicht, sich jedesmal nach ihm umzuwenden, und ihm einen Blick zuzuwenden, der ihn elektrifizierte. Und van Houlen kam aus dem elektrischen Zustande gar nicht mehr heraus.

So gelangte man zum Palais-Royal. Die drei Insulaner gingen geradeaus, ohne zu zögern, wie Leute, die ihren Weg sehr wohl kennen, zu den Schaufenstern des berühmten Juwelenhändlers Boucheron. Herr Cannon schien für Email zu schwärmen und blieb vor der Abtheilung der emailirten Juwelen stehen, in deren Betrachtung er sich versenkte, wobei ihm die Schwester behilflich war. Inzwischen hatte Lydia, die mehr an Edelsteinen Gefallen fand, vor der Abtheilung der Brillanten Posto gefaßt. Endlich ist sie einen Augenblick allein. Van Houlen nähert sich und ist im Begriff sie anzusprechen, ihr Alles zu sagen, was er für sie fühlt, als die Tochter des Erzbischofs den Mund aufthat und zu ihm gewendet sagte: „Look at, dear, how beautiful!“ (Schauen Sie her, Liebster, wie prächtig!) und dabei zeigte sie auf ein Paar Diamanten-Ohrgehänge, deren Preis mit 15,000 Francs angesetzt war. Die Elektrizität war mit einem Schlage wie weggeblasen; van Houlen fiel aus allen Himmeln, während Lydia, in der Psychologie augenscheinlich erfahren, sich zu den Anderen gesellte, um die Emailjuwelen zu betrachten.

„Unübertrefflich!“ sagte sich van Houlen; „selbst einer Erzbischofs-Tochter ist nicht mehr zu trauen!“

Dann trat er bei Boucheron ein, kaufte die Brillanten-Ohrgehänge, welche Miß Lydia ihm gezeigt hatte und reiste mit dem nächsten Zuge nach Kizza, um sie der kleinen Operetten-Diva Rose Burnet zu bringen.

Wenn schon, denn schon!

Fragen und Antworten.

Welche Frage fürchtet man am meisten?

Diejenige, auf welche man mit einem Geständnisse antworten muß.

*

Warum hat die Mythologie Amor und Hymen nicht zu Brüdern gemacht?

Weil sie nicht die Geschichte Rains wiederholen wollte.

*

Wie rechnet die Liebe?
Eins und Eins macht Eins.

*

Warum ist die Jugend heiter?
Weil sie erwartet, was sie hofft.

*

Wie endigt die Liebe?
Stets mit einem Opfer.

*

Wozu dienen die Augen?
Um gesehen zu werden.

*

Was hilft uns die Hoffnung?
Warten.

*

Woher kommt der Zweifel?
Von der Erfahrung.

*

Was ist das größte Vergnügen?
Neussiren.

*

Was ist die Freundschaft?
Eine alte Jungfer.

*

Was verzeiht man am leichtesten?
Das eigene Unrecht.

*

Was ist ein Symptom der Liebe?
Reden wollen und schweigen.

*

Was muß eine Frau anfangen, um stets anmuthig zu sein?
Lieben.

*

Ist man glücklich, wenn man besitzt, was man gewünscht hat?

Wenn es noch bei Zeiten kommt.

Neue alte Geschichten.

Von Catulle Mendès.

I.

Wie eine Dame in Avignon ihrem eifersüchtigen Ehegatten und ihrem Verehrer ein Schnippchen schlug.

Zu jener Zeit, da Pierre der Wahrsprecher, auch „der nackte Mann“ genannt, aus einem Brunnen heraufstieg und die Camaldulenser-Mönche der Abtei von Saint-Gorgen tüchtig durchhechelte, geschah es, daß eines Tages in einem Schlosse der Provence fürnehme Damen, auf Kissen von scharlachrothem Sammet im Halbkreise sitzend sich die Zeit damit vertrieben, daß sie Liebesabenteuer erzählten, mit besonderer Vorliebe bei demjenigen Punkte ihrer Geschichte verweilend, wo die Verliebten sich auf den Mund küßten, wobei sie sich lächelnd gestanden, daß es ganz und gar nicht unangenehm sei, einem Jüngling die Lippen zu bieten, der stattlich



— Allein Brustbouquet soll ihm die Antwort auf seine Liebeserklärung verkünden . . . Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn sehr liebe oder nur wenig! . . .



— Einen Englischbittern! aber zahlen werde ich morgen . . .

— Also mehr bitter als englisch.

ist von Wuchse und dessen Bart von wohlriechenden Essenzen duftet. Aber unter all' den Geschichten, die sie sich bis in die sinkende Nacht erzählten, gefielen ihnen diejenigen am besten, in welchen den eifersüchtigen Gatten und Liebhabern übel mitgespielt ward.

— Was mich betrifft, sagte Dame Azalaïs von Roque-
martine, so habe ich niemals etwas Ergöglicheres gehört,
als die Erfindung, deren die Gattin eines Lehnherrn
von Avignon sich bediente, um ihrem Manne Hörner aufzu-
setzen, der allerdings der mürrischste und widerwärtigste Mensch
der ganzen Grafschaft war, und zugleich ihrem Verehrer eine
Nase zu drehen, der allerdings ebenso häßlich und unaus-
stehlich war wie ihr Gatte.

*

Man hätte im ganzen Lande Provence lange suchen
müssen, um eine Person zu finden, Frau oder Jungfrau,
die so wohlgestaltete, fette Schenkel gehabt hätte wie die
Gattin des Lehnherrn zu Avignon. In ihrem Antlitz
blühten Lilien und Rosen und funkelten pechschwarze, wollü-
stige Auglein. Und noch andere Reize zierten sie; so beispiels-
weise ein Busen, der Ja und Nein sagte, und Arme, die aus
Marmor gemeißelt schienen. Doch wie gesagt: ihre Schenkel
waren es fürnehmlich, womit sie sich den Leuten empfahl, die
in Sachen der Liebe Kenner sind. Und wenn Du mich fragst,
lieber Leser, wozu es nöthig ist, daß die Beine der Frau
des Lehnherrn zu Avignon in ihren höheren Partien recht
üppig und fleischig seien, so werde ich Dir antworten,
daß das beständige Aneinanderreiben der beiden Schenkel unter
der behaglichen Wärme der Röcke atsbald eine natürliche Hitze
erzeugt, die sich begreiflicherweise auch über andere Körper-
theile verbreitet.

Dies war bei der Frau des Lehnherrn zu Avignon
der Fall. Aber ach! es nützte ihr nicht viel, daß sie für die
Freunden der Küsse sehr empfänglich war; denn der Lehn-
herr, häßlich und unflätzig wie die Wildsäue der Wälder,
zeigte bei jeder Gelegenheit eine so wilde und verschmitzte
Eifersucht, daß sie, wenngleich sonst sehr pffiffig, niemals Ge-
legenheit und Muße fand, ihren liebenswürdigen Neigungen
zu fröhnen, es wäre denn mit ihrem alten Anbeter, dem
Bizedom Apollon Boisquillard, der als vertrauter Freund
des Lehnherrn freien Zutritt im Hause hatte, und den sie
mangels eines Bessern duldete, nur um denjenigen zu
ärgern, dem sie zu ihrem Leidwesen in legitimer Ehe verbun-
den war. Doch der Verehrer war, wie gesagt, nicht minder
widrig zu schauen als der Gatte und vielleicht noch eifersüch-
tiger als dieser. Man stelle sich das traurige Leben vor, wel-
ches eine Dame, wie die Frau des Lehnherrn, die so
fette Schenkel hatte, zwischen diesen zwei Alten führen mußte,
die ihr verwehrten, jene Freuden zu genießen, die sie selbst
ihr nicht bieten konnten.

Sie haßte denn auch Niemanden in der Welt so sehr
wie diese zwei Wächter, von welchen sie jederzeit belästigt war
und sie verlangte nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit, den
Einen wie den Andern zum Besten zu haben; das Einzige,
was sie tröstete, war der Gedanke, daß sie sozusagen zwei
Gatten habend, die Hoffnung nähren durfte, zwei Hahnweie
zugleich zu machen.

Oh, wie lieblich wäre es ihr, diesen Traum mit Hilfe
jenes Jünglings mit blauen Augen und von schlankem Wuchse
(— sicherlich der Sohn eines reichen Kaufherrn —) zu ver-
wirklichen, den sie häufig ihr Fenster umschleichen sah, mit
einer Miene, die ihr deutlich verrieth, daß er, wenn er hier

Einlaß fände, ihr die Festigkeit der Begierden wohl beweisen würde, die ihn hieher führten. Kein anderer Mann schien ihr so lieblich und zart, als dieser Jüngling, den sie oft durch ihre Straße wandeln sah; so daß die Lehnherrin, deren Schenkel vielleicht noch fetter geworden waren, Tag und Nacht keine Ruhe finden konnte; und sie schwor sich endlich, daß sie nicht eher zufrieden sein werde, als bis sie zur Schmach ihrer zwei alten Gatten in den Armen dieses Jünglings die köstlichsten Wonnen genossen haben würde.

An einem hellen Aprilmorgen fragte sie mit froher Miene den Lehnherrn und den Bizedom, ob sie, weil der Tag so sonnig und hell sei, auf einem Spaziergang durch Feld und Au ihr das Geleite geben möchten. Sie willigten ein, ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen; mußten sie doch nicht befürchten, daß sie ihren Blicken entschlüpfen würde, sintemalen sie fest entschlossen waren, sie nicht aus den Augen zu lassen. So machten denn alle Drei sich auf den Weg. Um die Wahrheit zu sagen, würde Einer, dem die Geschehnisse bekannt waren, an der Stelle des Lehnherrn und des Bizedom Mißtrauen geschöpft haben; denn am vorhergehenden Tage hatte eine wohl abgerichtete Magd von Seite der so streng behüteten Dame eine Botschaft an den Jüngling überbracht, der mit so vielsagender Miene durch die Straße zu schleichen pflegte. Es schien demnach, als sollte der Spaziergang nicht ohne irgend ein Abenteuer endigen. Allein weder der Gatte, noch der Verehrer hatte Kenntniß von der Botschaft, welche der Magd anvertraut worden war.

Nachdem die drei Spaziergänger unter allerlei Gesprächen im Freien lange Zeit umhergestreift waren, wobei die beiden alten Männer kein Auge von der Dame ließen, stieß diese plötzlich einen lauten Schrei aus. Die beiden Männer eilten hinzu, denn im Grunde waren sie ja gutmüthig trotz ihrer Eifersucht, wie ja gewöhnlich alle für die Hahnreißchaft bestimmten Männer gutmüthig sind. Aber sie hörte nicht auf zu schreien, denn sie hatte, auf einem nassen Kiesel ausgleitend, sich den Fuß verstaucht, und es gibt sicherlich nichts Herzbewegenderes, als eine so schöne Dame leiden zu sehen. Sie liefen rathlos hin und her und wußten nicht, wie sie sie trösten oder ihr helfen sollten, denn sie waren fern von der

Stadt, inmitten einer weiten Ebene, am Saume eines Erlengebüszes und es war nicht wahrscheinlich, daß man in dieser verlassenem Gegend einen Wundarzt finden würde. Und während der Lehnherr und der Bizedom noch unschlüssig dastanden und die Dame fortfuhr zu schreien, vernahmen sie plötzlich auch aus dem nahen Gehölz ein schmerzliches Gewimmer und als sie die Zweige auseinanderbogen, sahen sie daselbst ein junges Fräulein mit verstörtem Antlitz und thränennassen Augen, die auf einem Tragbette lag, dessen Vorhänge der leise Morgenwind von Zeit zu Zeit lüftete. Das Mädchen schien in einem bejammernswerthen Zustande zu sein und obgleich die Gattin des Lehnherrn selbst soeben das Opfer eines Unfalls geworden, hinkte sie zu dem klagenden Fräulein, um sie zu befragen, welches Mißgeschick ihr widerfahren sei. Sie erzählte, daß sie von ihren Gespielinen, mit welchen sie auf der Wiese Blumen gepflückt, weggeblieben und von bösen Gesellen überfallen worden sei, welche, nachdem sie ihre häßlichen Gelüste an ihr gestillt, sie auf dieses Tragbett gelegt hatten, um in einer Regung von Mitleid, sie in die Nähe der Stadt zu bringen, von wo sie dann ohne fremde Beihilfe hätte heimkehren können; doch „während sie mich so trugen, hörten sie plötzlich ein Geräusch von Stimmen, worauf sie die Flucht ergriffen und mich mehr todt als lebendig, hier zurückließen.“

Die Gemahlin des Lehnherrn ward von dieser Erzählung unsäglich gerührt. Angesichts solchen Leides vergaß sie ihrer eigenen Schmerzen und sie sprach zu ihren Begleitern: „Mich dünkt, daß Ihr Beide, der Eine vorn, der Andere hinten, dieses Tragbett auf die Schultern nehmen und das arme Kind heimbringen solltet. Und da ich mit meinem verstauchten Fuße nicht gehen kann, werde ich an der Seite dieses Mädchens in der Sänfte Platz nehmen; und damit die Sonnenhitze uns nicht belästige, bitte ich Euch die Vorhänge herabzulassen.“

So geschah es denn auch. Die Entfernung von diesem Orte bis zur Stadt war eine ziemlich große, so daß die Gattin des Lehnherrn Zeit genug hatte, sich in den Armen des Jünglings zu ergözen, der als Mädchen verkleidet in der Sänfte ruhte. Und die beiden Träger schritten sehr behutsam dahin, um den beiden Kranken jede Erschütterung zu ersparen . . .

Du bist wie eine Blume.

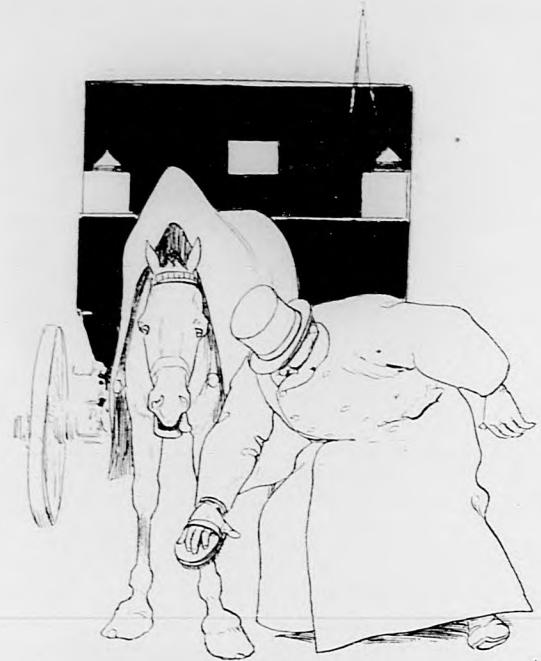
Zwar bist Du keine üppig
blüh'nde Rose,
Ein einsam' Veilchen nicht,
versteckt im Moose,
Nicht wie die Lilie, schlank und
weiß und blendend,
Nicht wie Reseda, süße Duffe
spendend,
Auch keine Tulpe bist Du, stolz
und edel.
Doch eine Blume bist Du, lie-
bes Mädel,
Die vor den andern prangt
im höchsten Glanze,
Du bist die wunder süße Mit-
gift-Pflanze.

Hans Heuft.

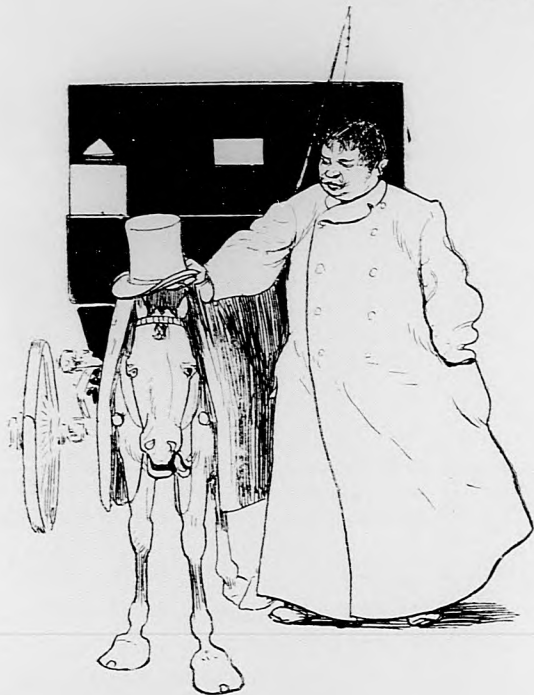


Bestrafte Eitelkeit.

Humoreske von H. Prude.



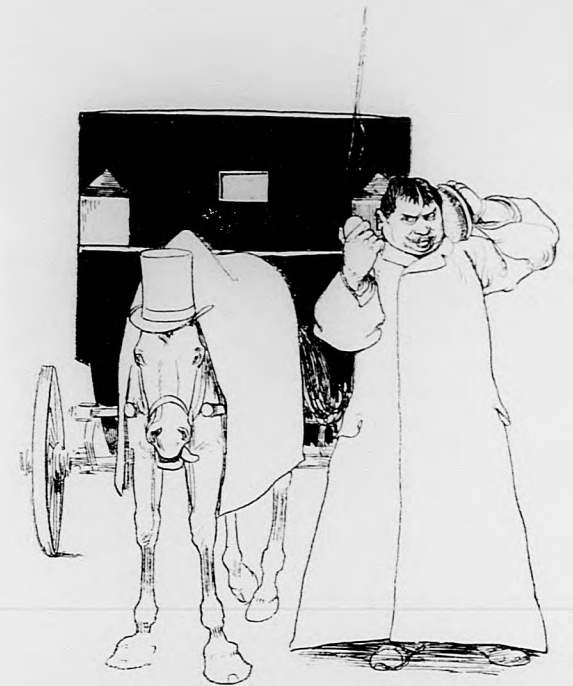
1.



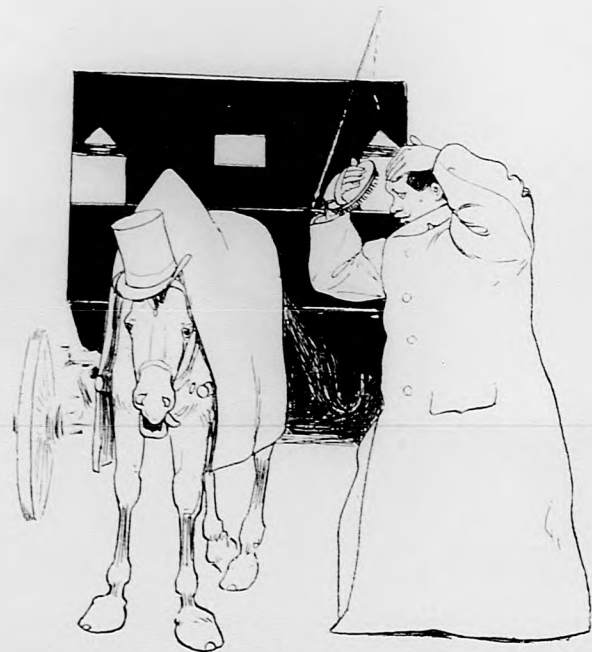
2.



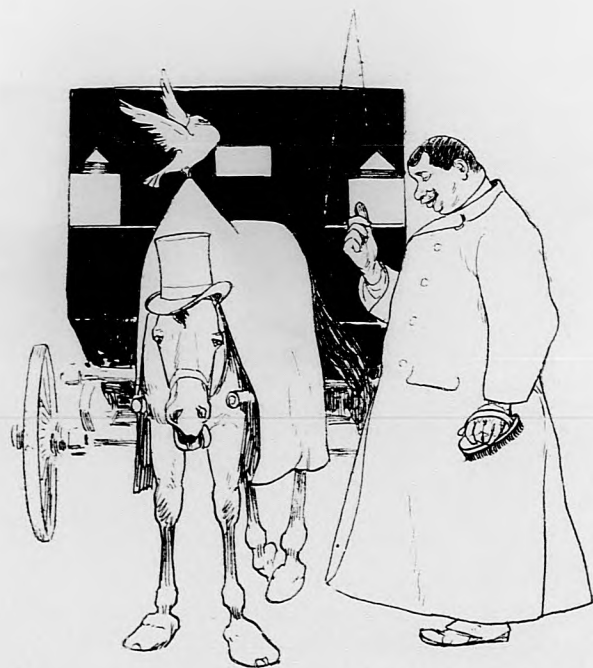
3.



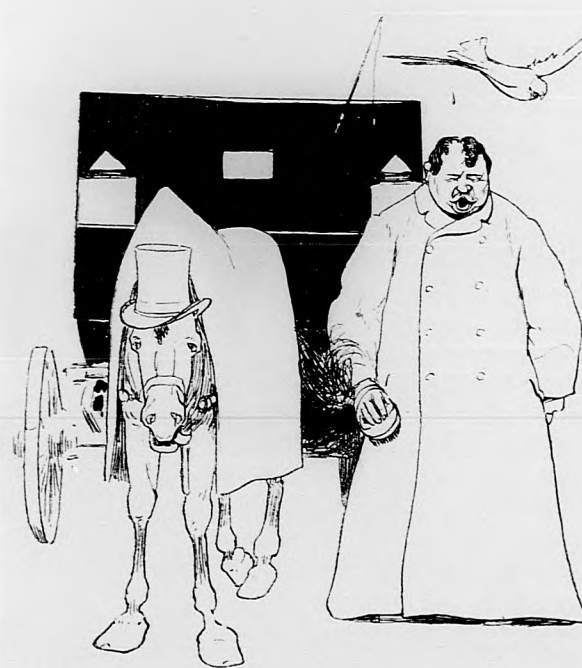
4.



5.



6.



7.



8.

P. 13

Der gehörnte Siegfried.

Humoreske. Von H. Toledo.

Bei dem Worte „Sieg“ denkt gewiß Niemand an einen Juden; denn es klingt so muthig und freitbar. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb geben die Juden ihren Sprößlingen mit Vorliebe Namen, in denen jenes Wort vorkommt, also: Siegmund, Siegwart, Siegfried. So hatte auch der alte Salomon Hirsch gethan und seinen Sohn Siegfried genannt. Ihn mochte seine kriegerische Umgebung dazu bewogen haben: er lebte in einer kleinen galizischen Stadt, deren Bevölkerung zu einem Drittel aus Soldaten, zu zwei Dritteln aus Juden bestand. Damit der Name aber um Gotteswillen nicht zu kriegerisch ausfiel, hatte er noch den friedlichen „Fried“ hinter den „Sieg“ gesetzt. Und Siegfried Hirsch war mit dem Tauf- — pardon! — Vornamen, den ihm sein „Date“ gegeben, vollauf zufrieden. Er machte sich desselben würdig und erkoch Siegfried um Siegfried auf dem vielbestrittenen Gebiete — des Handels; er versuchte es in dessen verschiedensten Zweigen und überall siegte er. So hatte er aus dem Säckchen, das ihm sein „Date“ hinterlassen, eine sehr ansehnliche Summe und aus sich, nachdem er zudem noch ein feines Mädchen geheirathet, den reichsten Mann des Ortes gemacht. Er besorgte den Offizieren der zahlreichen Garnison alle ihre Aufträge, er war der Hauptfaktor*) im doppelten Sinne des Wortes. Da ihm Niemand seinen Reichthum streitig machen konnte, übte er auch den zweiten Theil seines Namens aus und war der friedfertigste Mensch von der Welt.

Das bewies er so recht deutlich im Verhältniß zu seiner Frau. Diese ließ sich von einem Heer von Anbetern umschwärmen; tagein, tagaus war das Haus Siegfried Hirsch's voll von Offizieren; er aber saß in seinem Comptoir und rechnete und rechnete . . .

Nicht daß er gerade ein „Simandl(“**) gewesen wäre; aber „ich bin ä toleranter Mann“ pflegte er zu sagen, wenn ihn irgend ein guter Freund und Glaubensgenosse auf die Gefahr aufmerksam machte, die seiner Gattenehre drohte. Was sollte er auch machen? Die Offiziere hinauswerfen, das hieß sich seiner besten Kundschäften berauben; er besorgte ihnen ja Alles, was sie brauchten, also auch Geld, und das eben nicht zu billig. Und abgesehen von diesem Hauptgrunde seiner Toleranz: er hörte es doch gerne, wenn auf der Gasse die Kasten-Juden hinter ihm einander zuraunten: „Gott, wie nobel is doch worden der Siegf Hirsch!“ Er hörte es gerne, wenn man ihn den reichen Hirsch nannte; daß man ihn aber so nannte, daß es bei ihm so nobel berging, verdankte er nicht zum Geringsten seiner Frau. Hatte er sie doch nur ihres Reichthums wegen zum Weibe begehrt! — Daß sie auch schön war, verdarb nichts.

Rebekka war mit ihrem Gatten weniger zufrieden als er mit ihr; er war durchaus kein Mann nach ihrem Geschmacke.

*) Faktoren nennt man die jüdischen Agenten in den galizischen Städten, wo man sich ohne jene kaum behelfen kann.

**) Simandl = schwacher Gatte, Pantoffelheld.

Sein Spigbändlein, die gewaltige Hafennase mit dem nie fehlenden goldenen Zwicker darauf, seine kleinen, listigen Schweinsänglein in dem bleichen, gedunsenen Gesichte, die ganze kleine krummbeinige Figur Siegf Hirsch's nahm sich neben der üppigen orientalischen Schönheit seiner Rebekka in der That jämmerlich aus. Das sah er selbst auch ein und zeigte sich in Gesellschaft nicht oft an ihrer Seite. Daß sie ihn durchaus nicht zärtlich behandelte, kränkte ihn nicht weiter; in geschäftlicher Hinsicht war diese Heirath tadellos, Rebekka war ein Kapital-Weib, sie war seine „Haupttactie“, wie er sie oft nannte.

Haupttactie! Dieser Ausdruck war so recht bezeichnend für den Superlativ seiner zärtlichen Gefühle, seiner Hochschätzung. So kam es, daß die Liebe in seiner Ehe eine unbekannt große Größe blieb. „Liebe trägt keine Zinsen“ sagte er oft laut vor Anderen, und leise zu sich selbst, wenn es ihn doch hie und da still wurmte, daß ihn seine Rebekka so schmeichele behandelte. „Aber Kinder trägt sie“ sprach eine Stimme in seinem Innern, eine Stimme, die er nicht gerne hörte; denn er hatte keine Kinder. Der einzige Schatten, der in den „goldigen“ Glanz seines Glückes fiel!

Eines Tages mußte er in Geschäften nach Wien verreisen. Reichbeladen mit Gewinn kehrte er nach einigen Tagen zurück. Er fand zuhause Manches anders: seine Gattin war zärtlich, das erstemal seit seiner Hochzeit! Die Leute gratulirten ihm alle mit so seltsamem Lächeln! Was war da geschehen? Sein skeptischer Geist wurde stutzig und begann herumzuspüren; und in der That erfuhr er auch Alles, was er wissen wollte, aber keineswegs auch sollte: während seiner Abwesenheit hatte nämlich die bis dahin trotz aller Koketterie feste Tugend seiner Frau capitulirt. Dem raffinierten Belagerungssystem eines Husaren-Rittmeisters war sie endlich erlegen. Bald wußte die ganze Stadt davon. Man hatte nämlich den Rittmeister um acht Uhr aus Hirsch's Hause weggehen gesehen; daran wäre nun an sich nichts Besonderes gewesen, aber es war acht Uhr Morgens . . . Von nun an hieß Frau Rebekka „die gefallene Altie“. Angenehm war Siegf Hirsch von dieser Entdeckung nicht berührt, aber . . . er war „ein toleranter Mann“. Er schwieg also und brachte es sogar zu Stande, dem Rittmeister aus Lemberg Thringe, Broschen und Shawls zu besorgen, die er ebenjogut gleich seiner Rebekka hätte geben können, da sie ja doch in ihre Hände gelangten, nur auf dem Umwege durch die des Rittmeisters.

Als Siegf Hirsch genau dreiviertel Jahr nach seiner Wiener Fahrt von seiner Gattin mit einem Söhnlein beschenkt wurde, konnte er sich nicht enthalten, ihr gegenüber die Bemerkung zu machen: „Gott, wie bin ich dankbar dem Herrn Grafen, daß er war so besorgt für meine Nachkommenschaft!“ Eine ihm zugemuthete Bosheit, nämlich seinen Sohn nach dem Namen seines gräflichen Protectors Gundacker zu nennen, lehnte Hirsch ab; er wollte die Reihe der Namen, wie sie bei Juden gebräuchlich sind, nicht mit einem christlich-deutschen Ritter-Namen unterbrechen. Der Kleine hieß also wieder Salo, wie sein angeblicher Großpapa.

Als der kleine Salo in seiner Menschwerdung so weit vorgeschritten war, daß man ihn ohne allzu große Gefahr für Fußboden und Kleider in Gesellschaft präsentiren konnte, that

ein vorlauter Lieutenant die Bemerkung: „Merkwürdig, Herr Hirsch, der Kleine sieht Ihnen gar nicht ähnlich!“ Hierauf Hirsch: „Was ist dabei so merkwürdig, Herr Lieutenant? Ich bin nur ä gemeiner Hirsch, der Kleine da ist aber ä Edelhirsch!“ Dazu ein Seitenblick auf den Wittmeister. Nothgedrungen stimmte dieser in das homerische Gelächter ein, das diese Replik hervorrief.

Die schöne Frau Rebecka, die „hochgehaltene Aktie“ war bald eine gangbare Münze geworden. Abends im Casino, wo sich die Offiziere und Honoratioren versammelten, besprach man oft und gerne die Abenteuer der schönen Jüdin. Einst lachte man wieder unbändig über den „gehörnten Siegfried“, wie man den oft dupirten Gatten nannte, und der erwähnte Lieutenant rief: „Der hat schon keine Hörner mehr, ein ganzes Geweih!“ Obligates Gelächter; und gleich darauf hörte man scharf und hoch die Stimme des Belachten, der unbemerkt eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte:

„Warum soll ich nicht haben ä Geweih, Herr Lieutenant? Bin ich doch ä Hirsch! . . .“



apiar-Schnitten.

Heiraths-Rezept.

Hierzu nehme man einen recht jungen Herrn und eine recht zarte junge Dame. Man bringe den Herrn an die Mittagstafel und gieße an ihn langsam ein Glas voll altem Sherry, und will man's ganz fein haben, noch etwas moussirenden Hochheimer (Kupferberger thut's übrigens auch). Der Herr muß in erster Linie warm werden. Ist er roth, so setze man ihn in die Visitenstube, im Winter ans Kaminsfeuer neben die Dame, thue eine Hand voll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und lasse sie leicht aufwallen; im Sommer stelle man Beide an die freie Luft, etwa ans Fenster, jedenfalls möglichst weit weg, bestecke die Dame mit Blumen, setze sie ans Piano und rüttle sie, bis sie singt. Hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nehme sie alsdann wieder weg und setze sie in eine Ecke ans Damenbrett und erhalte sie den Abend über in gelinder Wallung. Dies wiederhole man zwei- bis dreimal; die Hauptsache ist, daß das Feuer stets unterhalten wird. Ist es zu stark, so läuft es über; ist es zu schwach, so gerinnen sie oder werden zu Eis. Wie lang sie am Feuer sein müssen, hängt ganz von den Umständen ab; thut man viel Münzen mit des Landesherren Wille hinein, so geht es ganz rasch; mit Banknoten garnirt nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richte schnell an: ein Leckerbissen, ein Hochgenuß für zwei Personen.

P. S. Essig darf aber nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin leicht sauer wird.

*

Telegraphisch.

Gottlieb dient beim Militär in der Hauptstadt, und es ist ihm Aussicht gemacht, zum Pfingstfest Urlaub nach seiner Heimath zu erhalten, was er voller Freude sogleich nach seinem Dorfe gemeldet hat. Heller Jubel herrscht besonders bei seiner Jugendgespielin, der Lore, über den zu erwartenden Besuch des schmucken Burschen. Kurz vor dem Feste drohen Hindernisse für seine Urlaubsreise einzutreten, und der Feldwebel kann ihm noch nicht bestimmt sagen, ob er fort darf. In seiner Besorgniß, es könne der lang gehegte Wunsch, die Heimath wieder zu sehen, zu Wasser werden, telegraphirt er an Lore: „Wenn ich darf, dann komme ich“. Sogleich erhält er von dieser wieder ein Telegramm: „Du darfst“.

*

Sidor (in Breslau depechirt an seinen Vater in Posen): „Bitte Einwilligung zu Verlobung. Dreimal Hunderttausend.“
 Cohn (zurück an seinen Sohn): „Mark oder Thaler?“
 Sidor: „Thaler“.
 Cohn: „Segen“.



Humunculus.

Humoreske von Aliquis.

Der Herr Professor Blasius Minor hatte für Nichts auf der Welt Sinn als für sein Lieblingsstudium, die Chemie. Den ganzen Tag saß er über seinen Tinkturen, Mixturen und Retorten. Was lag ihm viel daran, wenn die vielen Dünste und Dämpfe seiner Lunge schadeten, seiner Zunge den Geschmack, seiner Nase den Geruch genommen hatten. Das Kochen, Destilliren, Mischen von Flüssigkeiten war seine größte Freude. Obwohl er weit entfernt davon war, mit den alten Alchimisten den Stein der Weisen zu suchen oder Gold zu fabriziren, hatte er doch in seiner Mischerei und Pantfcherei

Der gehörnte Siegfried.

Humoreske. Von H. Toledo.

Bei dem Worte „Sieg“ denkt gewiß Niemand an einen Juden; denn es klingt so muthig und streitbar. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb geben die Juden ihren Sprößlingen mit Vorliebe Namen, in denen jenes Wort vorkommt, also: Siegmund, Siegwart, Siegfried. So hatte auch der alte Salomon Hirsch gethan und seinen Sohn Siegfried genannt. Ihn mochte seine kriegerische Umgebung dazu bewogen haben: er lebte in einer kleinen galizischen Stadt, deren Bevölkerung zu einem Drittel aus Soldaten, zu zwei Dritteln aus Juden bestand. Damit der Name aber um Gotteswillen nicht zu kriegerisch ausfiel, hatte er noch den friedlichen „Fried“ hinter den „Sieg“ gesetzt. Und Siegfried Hirsch war mit dem Tauf- — pardon! — Vornamen, den ihm sein „Tate“ gegeben, vollaus zufrieden. Er machte sich deselben würdig und erfocht Sieg um Sieg auf dem vielbestrittenen Gebiete — des Handels; er versuchte es in dessen verschiedensten Zweigen und überall siegte er. So hatte er aus dem Sänimchen, das ihm sein „Tate“ hinterlassen, eine sehr ansehnliche Summe und aus sich, nachdem er zudem noch ein feinreichs Mädchen geheirathet, den reichsten Mann des Ortes gemacht. Er besorgte den Offizieren der zahlreichen Garnison alle ihre Aufträge, er war der Hauptfaktor*) im doppelten Sinne des Wortes. Da ihm Niemand seinen Reichtum streitig machen konnte, übte er auch den zweiten Theil seines Namens aus und war der friedfertigste Mensch von der Welt.

Das bewies er so recht deutlich im Verhältniß zu seiner Frau. Diese ließ sich von einem Heer von Anbetern umschwärmen; tagein, tagaus war das Haus Siegfried Hirsch's voll von Offizieren; er aber saß in seinem Comptoir und rechnete und rechnete . . .

Nicht daß er gerade ein „Simandl“**) gewesen wäre; aber „ich bin ä toleranter Mann“ pflegte er zu sagen, wenn ihn irgend ein guter Freund und Glaubensgenosse auf die Gefahr aufmerksam machte, die seiner Gattenehre drohte. Was sollte er auch machen? Die Offiziere hinauswerfen, das hieße sich seiner besten Kundschaften berauben; er besorgte ihnen ja Alles, was sie brauchten, also auch Geld, und das eben nicht zu billig. Und abgesehen von diesem Hauptgrunde seiner Toleranz: er hörte es doch gerne, wenn auf der Gasse die Kasan-Juden hinter ihm einander zuraunten: „Gott, wie nobel is doch worden der Sieg Hirsch!“ Er hörte es gerne, wenn man ihn den reichen Hirsch nannte; daß man ihn aber so nannte, daß es bei ihm so nobel herging, verdankte er nicht zum Geringsten seiner Frau. Hatte er sie doch nur ihres Reichthums wegen zum Weibe begehrt! — Daß sie auch schön war, verdaß nichts.

Rebekka war mit ihrem Gatten weniger zufrieden als er mit ihr; er war durchaus kein Mann nach ihrem Geschmacke.

*) Faktoren nennt man die jüdischen Agenten in den galizischen Städten, wo man sich ohne jene kaum behelfen kann.

**) Simandl = schwacher Gatte, Pantoffelheld.

Sein Spitzbündlein, die gewaltige Hakemaße mit dem nie fehlenden goldenen Zwicker darauf, seine kleinen, listigen Schweinsäuglein in dem bleichen, gedunsenen Gesichte, die ganze kleine krummbeinige Figur Sieg Hirsch's nahm sich neben der üppigen orientalischen Schönheit seiner Rebekka in der That jämmerlich aus. Das sah er selbst auch ein und zeigte sich in Gesellschaft nicht oft an ihrer Seite. Daß sie ihn durchaus nicht zärtlich behandelte, kränkte ihn nicht weiter; in geschäftlicher Hinsicht war diese Heirath tadellos, Rebekka war ein Kapital-Weib, sie war seine „Hauptaktie“, wie er sie oft nannte.

Hauptaktie! Dieser Ausdruck war so recht bezeichnend für den Superlativ seiner zärtlichen Gefühle, seiner Hochschätzung. So kam es, daß die Liebe in seiner Ehe eine unbekannt große blieb. „Liebe trägt keine Zinsen“ sagte er oft laut vor Anderen, und leise zu sich selbst, wenn es ihn doch hie und da still wurmte, daß ihn seine Rebekka so schnöde behandelte. „Aber Kinder trägt sie“ sprach eine Stimme in seinem Innern, eine Stimme, die er nicht gerne hörte; denn er hatte keine Kinder. Der einzige Schatten, der in den „goldigen“ Glanz seines Glückes fiel!

Eines Tages mußte er in Geschäften nach Wien verreisen. Reichbeladen mit Gewinn kehrte er nach einigen Tagen zurück. Er fand zuhause Manches anders: seine Gattin war zärtlich, das erstemal seit seiner Hochzeit! Die Leute gratulirten ihm alle mit so seltsamem Lächeln! Was war da geschehen? Sein skeptischer Geist wurde stutzig und begann herumzuspüren; und in der That erfuhr er auch Alles, was er wissen wollte, aber keineswegs auch sollte: während seiner Abwesenheit hatte nämlich die bis dahin trotz aller Koketterie feste Tugend seiner Frau kapitulirt. Dem raffinirten Belagerungssystem eines Husaren-Rittmeisters war sie endlich erlegen. Bald wußte die ganze Stadt davon. Man hatte nämlich den Rittmeister um acht Uhr aus Hirsch's Hause weggehen gesehen; daran wäre nun an sich nichts Besonderes gewesen, aber es war acht Uhr Morgens . . . Von nun an hieß Frau Rebekka „die gefallene Aktie“. Angenehm war Sieg Hirsch von dieser Entdeckung nicht berührt, aber . . . er war „ein toleranter Mann“. Er schwieg also und brachte es sogar zu Stande, dem Rittmeister aus Lemberg Ohrringe, Broschen und Shawls zu besorgen, die er ebenfogut gleich seiner Rebekka hätte geben können, da sie ja doch in ihre Hände gelangten, nur auf dem Umwege durch die des Rittmeisters.

Als Sieg Hirsch genau dreiviertel Jahr nach seiner Wiener Fahrt von seiner Gattin mit einem Söhnlein beschenkt wurde, konnte er sich nicht enthalten, ihr gegenüber die Bemerkung zu machen: „Gott, wie bin ich dankbar dem Herrn Grafen, daß er war so besorgt für meine Nachkommenschaft!“ Eine ihm zugemuthete Bosheit, nämlich seinen Sohn nach dem Namen seines gräflichen Protectors Gundacker zu nennen, lehnte Hirsch ab; er wollte die Reihe der Namen, wie sie bei Juden gebräuchlich sind, nicht mit einem christlich-deutschen Ritter-Namen unterbrechen. Der Kleine hieß also wieder Salo, wie sein angeblicher Großpapa.

Als der kleine Salo in seiner Menschwerdung so weit vorgeschritten war, daß man ihn ohne allzu große Gefahr für Fußboden und Kleider in Gesellschaft präsentiren konnte, that

ein vorlauter Lieutenant die Bemerkung: „Merkwürdig, Herr Hirsch, der Kleine sieht Ihnen gar nicht ähnlich!“ Hierauf Hirsch: „Was ist dabei so merkwürdig, Herr Lieutenant? Ich bin nur ä gemeiner Hirsch, der Kleine da ist aber ä Edelhirsch!“ Dazu ein Seitenblick auf den Rittmeister. Nothgedrungen stimmte dieser in das homerische Gelächter ein, das diese Replik hervorrief.

Die schöne Frau Rebekka, die „hochgehaltene Aktie“ war bald eine gangbare Münze geworden. Abends im Casino, wo sich die Offiziere und Honoratioren versammelten, besprach man oft und gerne die Abenteuer der schönen Jüdin. Einst lachte man wieder unbändig über den „gehörnten Siegfried“, wie man den oft dupirten Gatten nannte, und der erwähnte Lieutenant rief: „Der hat schon keine Hörner mehr, ein ganzes Geweih!“ Obligates Gelächter; und gleich darauf hörte man scharf und hoch die Stimme des Belachten, der unbemerkt eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte:

„Warum soll ich nicht haben ä Geweih, Herr Lieutenant? Bin ich doch ä Hirsch! . . .“



aviar = Schnitten.

Heiraths-Rezept.

Hierzu nehme man einen recht jungen Herrn und eine recht zarte junge Dame. Man bringe den Herrn an die Mittagstafel und gieße an ihn langsam ein Glas voll altem Sherry, und will man's ganz fein haben, noch etwas moussirenden Hochheimer (Kupferberger thut's übrigens auch). Der Herr muß in erster Linie warm werden. Ist er roth, so setze man ihn in die Visitenstube, im Winter ans Kaminsfeuer neben die Dame, thue eine Hand voll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und lasse sie leicht aufwallen; im Sommer stelle man Beide an die freie Luft, etwa ans Fenster, jedenfalls möglichst weit weg, bestecke die Dame mit Blumen, setze sie ans Piano und rüttle sie, bis sie singt. Hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nehme sie alsdann wieder weg und setze sie in eine Ecke ans Damenbrett und erhalte sie den Abend über in gelinder Wallung. Dies wiederhole man zwei- bis dreimal; die Hauptsache ist, daß das Feuer stets unterhalten wird. Ist es zu stark, so läuft es über; ist es zu schwach, so gerinnen sie oder werden zu Eis. Wie lang sie am Feuer sein müssen, hängt ganz von den Umständen ab; thut man viel Münzen mit des Landesherren Bilde hinein, so geht es ganz rasch; mit Banknoten garnirt nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richte schnell an: ein Lekerbissen, ein Hochgenuß für zwei Personen.

P. S. Essig darf aber nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin leicht sauer wird.

*

Telegraphisch.

Gottlieb dient beim Militär in der Hauptstadt, und es ist ihm Aussicht gemacht, zum Pfingstfest Urlaub nach seiner Heimath zu erhalten, was er voller Freude sogleich nach seinem Dorfe gemeldet hat. Heller Jubel herrscht besonders bei seiner Jugendgespielin, der Lore, über den zu erwartenden Besuch des schmucken Burschen. Kurz vor dem Feste drohen Hindernisse für seine Urlaubsreise einzutreten, und der Feldwebel kam ihm noch nicht bestimmt sagen, ob er fort darf. In seiner Besorgniß, es könne der lang gehegte Wunsch, die Heimath wieder zu sehen, zu Wasser werden, telegraphirt er an Lore: „Wenn ich darf, dann komme ich“. Sogleich erhält er von dieser wieder ein Telegramm: „Du darfst“.

*

Jsidor (in Breslau depeschirt an seinen Vater in Posen): „Bitte Einwilligung zu Verlobung. Dreimal Hunderttausend.“

Cohn (zurück an seinen Sohn): „Mark oder Thaler?“

Jsidor: „Thaler“.

Cohn: „Segen“.



Homunculus.

Humoreske von Aliquis.

Der Herr Professor Blasius Minor hatte für Nichts auf der Welt Sinn als für sein Lieblingsstudium, die Chemie. Den ganzen Tag saß er über seinen Einkturen, Mixturen und Retorten. Was lag ihm viel daran, wenn die vielen Dünste und Dämpfe seiner Lunge schädeten, seiner Zunge den Geschmack, seiner Nase den Geruch genommen hatten. Das Kochen, Destilliren, Mischen von Flüssigkeiten war seine größte Freude. Obwohl er weit entfernt davon war, mit den alten Alchimisten den Stein der Weisen zu suchen oder Gold zu fabriziren, hatte er doch in seiner Mischerei und Pantfcherei

fast seine ganzen Münzen und Papiere in Gläschen und Stoffe umzuwandeln gewußt und so sah sich der Herr Professor trotz aller seiner Flüssigkeiten bald auf dem Trockenen. Sein Gehalt freilich würde für seine Bedürfnisse genügt haben, aber dem Herrn Professor war das Leben Nebensache und das Experimentiren Hauptsache. Wie also Geld schaffen? Das war hier die Frage. Je nun, die Herren Männer generis masculini, das heißt, die unverheiratheten, brauchen sich da nicht viel Sorgen zu machen. Wenn einer nur halbwegs eine Stellung bekleidet, sei er noch so alt, noch so dumm, noch so häßlich, findet er für jeden Finger eine Jungfrau oder Wittve, die ihn zu nehmen, und ihm Mitgift zu bringen bereit ist. Ja, in der That, Junggesellschaft ist heutzutage ein gesuchterer Artikel als Jungfernschaft und es giebt fast kein reiches, hübsches Mädchen, wenn es über das zweite Decennium hinaus ist, das einem Manne, einem veritablen Heirathskandidaten, einen Korb gäbe. Freilich zum „Verlieben“ suchen sich die Mädchen ganz andere Leute aus, fast nur Operettenenore, Lieutenants und hie und da einen schlanken Corpsstudenten. Aber geheirathet würde von jedem Mädchen jeder Mann ohne Unterschied der Confession und Profession.

Lieber zehn als gar Keiner.

Und so verfiel auch der Herr Professor Blasius Minor auf die Idee zu heirathen. Ein Experimentalobjekt war bald gefunden. Der Herr Professor klopfte an, eilig ward ihm aufgethan, Fräulein Helene nahm den Antrag an, und gar bald kopulirte sie der Pfarrer.

Die Frau Professorin war ein nettes, junges Weibchen, die sich vom Verheirathetsein viel Angenehmes versprach, vor Allem freien Umgang mit den Männern, den eigenen nicht ausgenommen. Fest entschlossen, alle ehelichen Pflichten zu erfüllen, war sie im Grunde ihres Herzens so voll Pflichtgefühl, daß sie die ihrigen nicht als „verdammte“ Pflicht und Schuldigkeit, sondern als „gesegnete“ aufgefäßt wissen wollte. Leider stellte sich aber der Segen nicht ein; denn der Herr Professor betrachtete seine Frau nur als Mitgiftdarbietlerin. Was Wunder, wenn sie dem am Tage ihrer Verlobung verabschiedeten Galan, einem Cavallerielieutenant, wieder gestattete, sie zu besuchen?

Den Herrn Professor Blasius Minor beschäftigten wichtigere Fragen, als die seiner Frau Gemahlin. Ein fundamentales Problem der organischen Chemie war es, was ihn Kopfzerbrechen verursachte. Bisher war es der Chemie gelungen, bloß eine einzige organische Substanz zu erzeugen, welche bekanntlich die Harnsäure ist, was von der gesammten Wissenschaft und ihren Vertretern als größter Triumph der Kultur anerkannt wurde. Aber worüber der Herr Professor jetzt nachsann, das Problem, das ihn beschäftigte, war ein social-chemisches, ein chemisch sociales und überdies noch ein medicinisches; es war das Problem, ob es nun möglich wäre, ohne gegenseitige Berührung von Mann und Weib, durch die bloße chemische Vermischung der elektrischen Ströme reale Wesen, Stoffe, Menscheneemplare zu erzeugen. Der Embryo mußte doch — so war die Meinung des Herrn Professors — ohne väterliche, nur durch mütterliche Kraft ausgebrütet werden können. Und wenn Das gelang, vielleicht sogar auch ohne mütterliche Zuthat. Demnach wäre die Fruchtbarkeit von der elterlichen Constitution unabhängig, die Population, die Nach-

kommenchaft auf alle Fälle gesichert. Welche Freude für ältere, kinderlose Ehepaare, welcher Segen für die Kultur!

Wenn aber seine Frau ihm Vorwürfe über ihre Vernachlässigung von seiner Seite machte, wie spöttisch lächelte er da, der kluge, gelehrte Professor. Er leugnete, daß er nichts begangen hätte, und zum Beweise seiner Begangenheiten, verwettete er seinen Kopf, sie müsse in dreiviertel Jahren ein Kind haben, wenn nicht gar Zwillinge.

Gut denn; Frau Helene wollte es darauf ankommen lassen. Sie verschonte ihren Mann demnach mit Fragen und Forderungen und ließ sich vom Herrn Lieutenant trösten.

Und der Herr Lieutenant wußte zu trösten. Ja, er war ein Mann voll Kraft und Energie. Und ein Reiter! Ha! Frau Helene liebte ihn nicht nur, sie bewunderte ihn. Dabei aber hatte er nicht nur in den Augen der Frau Gunst gewonnen, sondern auch in denen des Herrn. Ja, der Herr Professor vertraute ihm sogar sein social-chemisch-medicinisches Projekt.

Und der Herr Lieutenant lächelte ihm verständnißinnig zu. Er selbst interessirte sich dafür. Wer weiß, wenn er nach Jahren einmal Major, Oberst, General geworden, ob er nicht selbst das Wunder-Rezept gebrauchen könnte?

So waren endlich drei Viertel des Jahres nach jener Unterredung zwischen dem Herrn Professor und seiner Frau verlossen; Helene war in der That umfangreicher und stärker geworden, und endlich erschien die Frucht der chemischen Bemühungen ihres gelehrten Mannes.

Der Herr Professor strahlte vor Glück; als er freudigen Antlitzes zum ersten Male sein Kind in seinen Armen wiegte, sein eigen Fleisch und Blut, rief er voll Stolz und Selbstbewußtsein seiner Gemahlin zu:

— Siehst Du, Helene, das ist der Triumph der Wissenschaft!

Helene erröthete in züchtiger Scham:

— Ja, mein Lieber, dieses eine Mal ist es Dir gelungen; aber in Zukunft möchte ich doch lieber bei der alten Methode bleiben.

H a d e r n .

Kleiderstücken in dem Saale
Liegen überall umher;
Denn der alte Hadernhändler
Schüttet täglich solche her.

Durch die blindgeword'nen Fenster
Fällt herein ein mattes Licht;
Und der Alte schätzt der Haufen
Ganz beträchtliches Gewicht.

Lächelnd zieht er hier ein Höschen,
Dort ein Damienhemd hervor,
Und dann schallt ein heiser' Lachen
Wohl an des Verkäufers Ohr:

„Ich begnüg' mich mit den Haderen
Und ein And'rer nimmt das Weib:
Jener hat den amüsanten,
Ich den bill'gern Zeitvertreib!“ M. K.

Pfingstrose.

(7)

Roman von Armand Silvestre.

In damaliger Zeit war die Feigheit allerorten anzutreffen. Der französische Bauer erwies sich mehr habgierig als patriotisch; er zeigte, daß er den französischen Boden des Getreides wegen liebe, nicht des nationalen Banners wegen. Es war eine Schmach zu sehen, wie der Bauer sich vor dem Sieger demüthigte und wie der deutsche Soldat in den Hütten der Bauern besser gehegt und gepflegt ward, als der französische, der nichts als sein Blut hatte, um zu bezahlen.

Aber es hat auch Ausnahmen von solcher Erniedrigung gegeben. Es kam hie und da vor, daß sich Einer lieber erschließen ließ, als daß er dem Feinde den Weg gezeigt hätte; Andere setzten sich ernstest Gefahren aus, um der Vertheidigung des Vaterlandes Dienste zu leisten. Ein solcher Mann lebte zu Boulogne. In der Gegend geboren, Sohn einer dortigen Wäscherfamilie, kannte er den Fluß so genau wie sein Zweiter. Mehr als einmal war er in dunkler Nacht mit seinem Kahn über den Fluß gesetzt und hatte einen einsamen Wachtposten niedergemacht, bevor der Soldat Zeit gehabt, sein „Wer da?“ zu rufen. Der Mann hieß Antoine; die Preußen kannten ihn schon und hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt.

An diesen Mann wandte sich Maxime.

— Was forderst Du dafür, Antoine, daß Du mich über den Fluß bringst und nach einer Stunde wieder zurückführst?

Antoine betrachtete ihn argwöhnisch.

— Mehr als Sie mir geben können, oder nichts, antwortete er nach kurzem Besinnen.

Maxime sah ein, daß man einen solchen Dienst nur von Jemandem verlangen könne, wenn man ihn auch für würdig hält, den Zweck dieses Dienstes kennen zu lernen. Er war dem armen Burschen dankbar dafür, daß er vor Allem wissen wollte, mit wem er spreche; er verzieh ihm sogar, daß er ihn im Stillen vielleicht für einen Ueberläufer oder Verräther gehalten hatte. Er zahlte dem wackeren Manne mit der Münze des Vertrauens und theilte ihm in wenigen Worten mit, was ihn nach Saint-Cloud führe.

— Mein guter Herr, Sie laufen Gefahr, die Haut dort zu lassen, bemerkte der Fährmann. Dagegen könnten Sie, wenn Sie glücklich wiederkehren, uns werthvolle Nachrichten bringen. Ich will thun, was Sie verlangen, aber wir müssen eine recht finstere Nacht dazu wählen.

Das Schneegestöber, das schon seit Wochen andauerte, hörte zwei Tage später auf und machte einem Gufregem Platz, der alsbald den halbgefrorenen Straßenkoth hinwegschwemmte und die letzten Eisschollen verschwinden machte. Die Natur schien über den Jammer des Landes zu weinen; der Himmel war mit grauen Regenwolken bedeckt, so weit das Auge reichte.

— Wir werden morgen das nämliche Wetter haben, sagte Antoine zu Maxime. Heute Nacht wird es weder Mond noch Sterne geben und das Klatschen des Regens wird das Plätschern der Ruder übertönen.

— Wir können denn heute Nacht den Versuch machen, wenn Ihr wollt, schloß der Maler.

Er erbat sich von seinem Capitain für die Nacht einen Urlaub, indem er vorschlugte, daß er nach Paris müße. Er begab sich auch wirklich zunächst nach Paris, um dort die Uniform abzulegen und ein Arbeitsgewand von blauem Molleton anzulegen, das einer Bauernkleidung sehr ähnlich sah. „Wenn sie mich in Saint-Cloud sehen, werden sie mich für einen harmlosen Insassen des Ortes halten“ dachte er.

Noch niemals hatte die Rückkehr in seine Wohnung eine so tiefe Bewegung in ihm hervorgerufen wie dieses Mal. Wird er nach dem Wagniß, das er zu unternehmen im Begriffe steht, diese Räume jemals wiedersehen? Thut er auch Recht, sein Leben wegen eines Verlangens aufs Spiel zu setzen? sein Leben, das für jenes Wesen so nothwendig ist, um dessen willen dieses Verlangen ihn verzehrte? Er schwankte einen Augenblick in seinem Entschlusse. In einem Sammtrahmen stand Helenens Photographie auf dem Kaminsims und blickte ihn mit sanften Augen an, in welchen er einen stillen Vorwurf zu lesen glaubte. — — —

Der Abend war hereingebrochen, als Maxime, in Zivilkleidern, das Städtchen wieder erreichte, welches seine Compagnie besetzt hielt. Es regnete noch immer in Strömen. Mit einem Kautschukmantel bekleidet erwartete ihn Antoine in seinem Kahn. Maxime gesellte sich mit kurzem Gruße zu ihm und Antoine stieß vom Ufer. Er ruderte eine Strecke die Seine hinauf, um oberhalb des bevölkerten Theiles von Saint-Cloud, in der Nähe von Sèvres, wo die Deutschen nicht mehr so strenge Wache hielten, zu landen.

Es war eine lautlos stille Fahrt in stockfinsterner Nacht, bei unablässig strömendem Regen. Maxime hing seinen Träumen nach und hörte kaum das leise Plätschern der vorsichtig bewegten Ruder. Ein Stoß weckte ihn aus seinem Brüten. Man war am jenseitigen Ufer. Maxime sprang auf die Böschung hinaus, wo seine Füße bis an die Knöchel in dem aufgeweichten Boden versanken.

— Viel Glück! sagte Antoine. Morgen um diese Stunde, wenn Sie noch am Leben und frei sind, finden Sie mich hier.

Seit einigen Minuten hatte der Regen aufgehört. Saint-Cloud lag in Finsterniß gehüllt da. Maxime stieg in schräger Richtung hinan und erreichte Montretout, ohne die kleine Stadt zu berühren.

VI.

Alles war still und ruhig. Die Besiegten ruhten unter ihrer Schmach, die Sieger auf ihren Vorberern. Fast sämtliche Fenster waren hermetisch geschlossen, obgleich kaum elf Uhr war. Maxime hatte einen freudigen und zugleich schrecklichen Eindruck, als er, in die Gasse einbiegend, im Häuschen der Mutter Toutain allein noch Licht sah. Er konnte also eintreten, ohne ein Geräusch zu verursachen. Als Künstler, der er war, hatte er den poetischen Gedanken, daß Mutter Toutain und Victoire sein Kommen geahnt hätten. Oder war vielleicht ein Unglück geschehen? Auch in einem Todtenhause läßt man die Lichter angezündet. Eine fürchterliche Vision tauchte vor seinen Augen auf. Die Lichter im Hause bedeuteten vielleicht eine Todtenwache. Pfingstrose war vielleicht für ewig in ihrer Wiege entschlafen.

Während er von diesen schmerzlichen Eindrücken angetrieben, seine Schritte beschleunigte, erblickte er plötzlich eine Form vor sich: es war der Schatten eines riesigen pommerischen Soldaten, welcher mit einem langen Mantel und einer platten Mütze bekleidet, sich in derselben Richtung fortbewegte, wie Maxime. Der Gang des feindlichen Soldaten war ein sehr schwankender. Der Preuze schien nicht zu wissen, daß der gerade Weg der beste sei, auch wenn man nach Hause geht. Von Zeit zu Zeit stieß der kolossale Krieger mit seinen massigen Schultern an die Mauer an. Maxime beschloß, ihn vorausgehen zu lassen und dann erst bei Mutter Toutain einzutreten. Allein, zu seiner unangenehmen Ueberraschung mußte er sehen, daß der fremde Soldat vor dem Hause stehen blieb, in welches er selbst eintreten wollte und, nachdem er ins Gleichgewicht zu kommen getrachtet, die Thür aufstieß und mit schweren Tritten eindrang.

— Es wird ein Einquartierter der Frau Toutain sein, dachte sich Maxime verdrossen. Mußte nicht auch die Amme ihren Antheil an dem allgemeinen Frohndienste haben?

Der Einquartierte der Mutter Toutain schien sich heute stark verspätet zu haben, denn es mußte längst Retroite geblasen sein. Dieser Mensch wird bald einschlafen. Maxime gedachte einen Augenblick zu warten, um die unliebsame Bekanntschaft dieses Menschen zu vermeiden, und dann erst leise anzuklopfen.

Doch plötzlich vernahm er Lärm und Gezänke in dem Häuschen. Die weinselige, heisere Stimme eines Menschen wechselte mit der hellen, entrüsteten Stimme eines Weibes ab. Maxime fühlte, wie ihm alles Blut zu Herzen drängte und unwillkürlich halte er die Häufte. Einen Augenblick ist's still; dann erhebt sich neues Geschrei; diesmal kreischen zwei weibliche Stimmen, dazwischen gibt es ein rohes, plummes Gelächter. Jetzt kommt der Lärm näher zum Hausflur. Maxime hat die Stimmen der beiden Frauen erkannt; in ihr Geschrei mengt sich das klägliche Winseln eines Kindes. Maxime fühlt, wie eine furchtbare Wuth ihm die Kehle zusammenschnürt und mit einem Sage ist er bei der Thüre. Doch schon hat diese sich geöffnet und eine Frau in leichter Nachtkleidung springt auf die Straße heraus und zieht eine dunkle Masse nach sich, die sich an ihre Gewandung, an ihre Haare gehängt hat, eine lebende, stuchende, knurrende Masse.

— Zu Hilfe! zu Hilfe! schrie Victoire.

Schneller als der Blitz war Maxime dem Pommer an die Kehle gesprungen und im nächsten Augenblicke wälzten sich beide im Straßenfotze.

Victoire schwieg und nagte in ihrer unsäglichen Angst an ihren Fingern. Doch es war zu spät, denn schon nahte eine Patrouille unter dem Kommando eines Lieutenants. Kräftige Hände hoben Maxime vom Boden auf und auch der betrunkene, mit Blut und Koth bedeckte Soldat ward mit vieler Mühe aufgerichtet.

Sprachlos, mit wirren Haaren stand Victoire da. In einem geläufigen, aber schlecht ausgesprochenem Französisch fragte der Lieutenant sie aus, während Mutter Toutain, die

sehr gealtert war, als stumme Zeugin der Scene in der offenen Thüre stand. Victoire erzählte im Tone heftigsten Unwillens den abscheulichen Anschlag, dessen Opfer sie schier geworden; der Soldat hatte ihr Gewalt anthun wollen.

Als sie zu dem Punkte gelangte, wo Maxime ihr zu Hilfe gekommen war, und als auch ihre Mutter ihren Beschützer verteidigen wollte, gebot der Lieutenant den Frauen Stillschweigen. Er richtete in deutscher Sprache einige kurze Fragen an den betrunkenen Soldaten, der unfähig zu sprechen, nur mit den Achseln zuckte und unterwürfig, zerknirscht, augenscheinlich geständig da stand.

Mittlerweile war noch eine zweite Patrouille zur ersten gestoßen. Der Lieutenant ertheilte einige kurze Befehle; der betrunkene Soldat ward an eine Mauer gelehnt, fünf Mann legten auf ihn an und auf das Kommando „Feuer!“ krachten ihre Gewehre. Im nächsten Augenblicke lag der Gerichtete als unbewegliche Masse am Fuße der Mauer.

Mit erzwungener Höflichkeit lud der Lieutenant Maxime ein, ihm zu folgen.

— Laßt ihn doch vorher die Kleine sehen! rief die Mutter Toutain aus.

Und beide Frauen warfen sich vor dem feindlichen Offizier in die Kniee und erbaten für den stumm dastehenden Maxime die Gnade, das Kind küssen zu dürfen.

Kalt und unempfindlich machte der Lieutenant eine Handbewegung, mit der er sagen wollte:

— Einem dem Tode geweihten Menschen will ich nichts versagen.

Einen Augenblick später erschien Victoire mit der kleinen Pflingstrose im Arme. Das Kind schlief; Maxime war tief erschüttert beim Anblick Derjenigen, die jetzt vielleicht zum zweiten Male verwaist werden sollte.

Seine Thränen und Küsse erweckten das Kind.

— Um Deinetwillen sterbe ich, flüsterte er Gott möge sich Deiner erbarmen!

Vier Mann nahmen ihn in die Mitte.

— Gnade! Gnade! flehten die beiden Weiber.

— Lebet wohl! rief Maxime ihnen zu. Lasset die Kleine nicht weinen.

Und der Zug setzte sich mit schweren, gleichmäßigen Tritten in Bewegung, unter dem finstern Nachthimmel, bei dem schwankenden, gelben Lichte zweier Laternen, welche die Patrouille mit sich führte.

So gelangte man zum Schlosse von Saint-Cloud, wo Maxime in einem leeren Saale des Erdgeschosses, dessen Wände mit Spottzeichnungen auf die Franzosen bedeckt waren, in Begleitung zweier Wächter zurückgelassen ward, die ihre Pfeifen anzündeten und zu trinken begannen.

Obgleich Mitternacht vorüber war, fand Maxime die Nacht furchtbar lang. Seine Gedanken hatten Zeit, zu Jenen zu fliegen, die seinem Herzen theuer waren.

(Fortsetzung folgt.)